denen mag, daß die Einrichtung der weiblichen Aerzte sich damals sicher bewährt haben muß. So besitzen wir Belege über eine Aerztin aus Besaro und Merida in Spanien. Ja, die Aerztinnen vermochten es mitunter, selbst zu höchst Stufe des weiblichen Glückes sich zu erkämpfen, nämlich die Liebe ihres Herrn und Gebieters, denn in Verona wurde ein Stein gefunden, welcher folgenden Wortlaut hat: G. Cornelius Methoens sibi et Zenobiae Elidi medicae conjuber (nali). Auf dieser Inschrift, welche zugleich eine interessante Probe des altlateinischen Dialektes aufweist, ist die Sprache von einem glücklichen Paare, welches nicht nur im Leben, sondern auch noch dem Tode sich vereinigte.

Außer den epigraphischen gibt es jedoch auch andere Belege dafür, welche auf die Existenz weiblicher Aerzte im alten Rom einen Schluß gestatten. Dazu gehört der Kult der Göttin Bona Dea. Man hielt sie für die Tochter oder Frau des Faunus und sie führte auch verschiedene Beinamen, z. B. Sancta, Fulvera, Augusta u. a., sowie dies auch bei anderen Gottheiten der Fall war. Sie wurde auch Damia genannt, oft mit der Gesundheitsgöttin Hygieia identifiziert und genoß beim Volke als Erdgöttin, ländliche Segensgöttin, besonders auch als Heilgöttin eine weit verbreitete Verehrung. Drum hießen auch die Priesterinnen, welche ihrem Kult verfahen, damiatrix, d. h. Aerztin der Damia. Die berühmtesten Damiatrix(inne) gab es in Cyrenaika, Troizen, Aigina, Tarent. Von Tarent verpflanzte sich der Kult der Göttin etwa in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts vor Chr. nach Rom. Und nun ist es sehr bewundernswert, daß sich im Tempel der Göttin in Rom eine Apotheke befand, in welcher Priesterinnen Arzeneien verabreichten. Dies allein ist ein weiterer Beweis dafür, daß bei diesen Priesterinnen folgerichtig ärztliche Kenntnisse vorausgesetzt werden mußten und daß dieselben demnach nicht allein als Hebammen beschäftigt waren. Nicht genug an dem; das Volk suchte bei ihr, d. h. bei ihren Priesterinnen wiederholt Hilfe bei Augen- und Ohrenleiden, worauf ihre Beinamen Cclata (d. h. Oculata) und Aurita deutlich hinweisen. Ihr Symbol war die Schlange, welcher Umstand wieder auf den vorerwähnten Zusammenhang mit der Hygieia hinweist. Daß ihre Hilfe oft auch als Geburtshilfe angerufen wurde, darf uns kaum auffallen, da ja ihre Anbeterinnen meist Frauen waren. Ja, es gab sogar eigene Vereinigungen weiblicher Aerzte bei ihren Tempeln, welche die Bezeichnung collegiae Bonae deae führten, und die Lehrerinnen für die jungen Aerztinnen führten den Titel magistra oder ministra. Wir haben es also bei den Kultstätten der Bona Dea, deren Verehrung sich bis nach Aquileja erstreckte, offenbar mit Heilstätten zu tun, an welchen eigene weibliche Aerzte tätig waren.

Es steht demnach fest, daß die Aerztinnen im alten Rom für sich eine eigene Gruppe bildeten, daß sie ferner durch ihre Tüchtigkeit und zahlreichen Heilerfolge es verstanden, sich das Vertrauen des Publikums, besonders der Frauen, zu erwerben, und daß sie infolge dessen nebst direkten materiellen Vorteilen im guten Andenken der nächsten Nachwelt geblieben sind.

## Das eingebrachte Gut der Frau.

Von Dr. Hans Lieske, Leipzig.

Wollen sich heutigentags zwei Verlobte oder zwei Eheleute darüber den Kopf zerbrechen, was sie über ihr beiderseitiges Vermögen miteinander an gewohnheitsmäßigen Verträgen, so genügt ein Blick ins Bürgerliche Recht, um ihre Begriffe gänzlich zu verwirren. Hier finden sie nämlich gleich fünf Formen des Güterrechts, deren einzelne Vorteile zu erkennen dem unkundigen Leser natürlich nicht gegeben ist. Unterlassen die Ehegatten aber eine Vereinbarung, dann leben sie in dem sogenannten gesetzlichen Güterstand miteinander. Dieser tritt also von selbst ein, wenn besondere Abmachungen fehlen, wenn also die Ehegatten ihre rechtlichen Verhältnisse nicht durch Ehevertrag festgelegt haben. Und das ist zweifellos die Regel. Schon ob der Grundsätze, die sich für die Schuldenhaftung daraus ergeben, ist uns aber die Kenntnis der Bestimmungen des gesetzlichen Güterrechts gewiß förderlich, so sehr sie uns meist auch abgeht. Auf die an die Eheleute gerichtete Frage, in welchem Güterstande sie leben, wird man nämlich überwiegend die Antwort laut werden hören, sie seien durch Gütergemeinschaft verbunden. Nun war die Gütergemeinschaft bis 1. Januar 1900 allerdings verschiedenfach die gesetzliche Güterrechtsform. Unter der Herrschaft des Bürgerlichen Gesetzbuchs hat sich dies jedoch geändert. Heutigentags ist die Verwaltungsgemeinschaft das gesetzliche Güterrecht. Haben wir also nichts Gegenseitiges miteinander abgemacht, dann leben wir in Verwaltungsgemeinschaft. Was sagt uns aber dieser Begriff? Er erklärt, daß das eingebrachte Gut der Frau durch die Eheschließung der Verwaltung und Nutznießung des Mannes unterworfen wird. Das gilt auch von dem seitens der Frau während der Ehe erworbenen Vermögen. Das Vermögen des Mannes bleibt also nach wie vor seiner alleinigen Verfügung überlassen. Durch die Befugnis zur Verwaltung von Hab und Gut seiner Ehefrau erblickt ihm indes das Recht, das ihr Gehörige in seinen Besitz zu nehmen. Weit wichtiger aber als die Verwaltung ist für ihn natürlich die ihm gesetzlich zugesprochene Erlaubnis der Nutznießung. Ihm eine solche an dem eingebrachten Gute zu gestatten, hielt das Gesetz schon um deswillen für billig, als es ja den Ehemann auf der anderen Seite den ehelichen Aufwand tragen läßt. Im übrigen sind seinem Verwaltungsrecht Schranken gesetzt, sofern er die Person der Frau nicht durch Rechtsgeschäfte verpflichten oder über eingebrachtes Gut ohne ihre Zustimmung verfügen darf. Diese Zustimmung braucht er nur dann nicht einzuholen, wenn es sich um eine Verfügung über eingebrachtes Geld handelt, vielmehr darf der Mann insoweit freie Hand. Ebenso bedarfs zur Zahlung von Schulden der Frau aus dem eingebrachten Gute keiner Einwilligung ihrerseits. Bei alledem muß aber den Mann die Pflicht zur ordnungsmäßigen Verwaltung leiten. Ueber den Stand der Verwaltung hat er seiner Frau auf Verlangen Auskunft zu erteilen. Ja, der Ehemann ist sogar insoweit als ordentlicher Verwalter zu handeln verpflichtet, als Verfügungen über das Frauenvermögen in Frage kommen, die er nach der ihm vorgetragenen Schilderung ohne weiteres zu treffen befugt ist. Begründet des Mannes Verhalten die Besorgnis, daß die Rechte der Frau hinsichtlich ihres Vermögens erheblich verletzt werden, so kann sie vom Manne Sicherheit fordern und ihre Ansprüche gegebenenfalls gerichtlich geltend machen. Dem Zugriffe der Gläubiger des Ehemannes ist das eingebrachte Gut entzogen. Aber auch die Gläubiger der Frau dürfen sich nicht bedingungslos daraus befriedigen. Vielmehr haftet das eingebrachte Vermögen nur für vorehelicke Schulden der Frau, für von ihr verübte unerlaubte Handlungen und für Schulden aus Rechtsgeschäften, denen der Mann zustimmte. Hat dagegen die Ehefrau nach Abschluß der Ehe Rechtsgeschäfte geschlossen, ohne daß der Mann dazu seine Zustimmung gab, dann hat hierfür das eingebrachte Gut nicht aufzukommen. Soll die Verwaltung und Nutznießung des Mannes aufgehoben werden, so führen zu solchem Ziele zwei Wege. Erklärt sich nämlich der Ehemann mit der Aufhebung einverstanden, so werden die Eheleute in Form eines Ehevertrags andere güterrechtliche Beziehungen, also eine Gütertrennung vereinbaren. Dabei ist zu merken, daß ein solcher Vertrag nur bei gleichzeitiger Anwesenheit beider Teile vor Gericht oder vor Notar geschlossen werden kann. Widersetzt sich der Ehemann hingegen dem Aufheben einer Anordnung der Verwaltung und Nutznießung, so kann die Frau auf Aufhebung klagen. Erfolgverheißend ist eine solche Klage aber regelmäßig nur unter zwei Voraussetzungen. Des Mannes Rechte erscheinen nämlich einmal dann verwirkt, wenn er seine Unterhaltungspflichten der Frau und den Kindern gegenüber verletzt und infolgedessen für die Zukunft eine erhebliche Gefährdung des Unterhalts zu besorgen ist. Zum zweiten aber begründet eine ordnungswidrige Wirtschaft, die die Rechte der Frau an ihrem eingebrachten Gut erheblich gefährdet, einen Anspruch auf Aufhebung der Verwaltung und Nutznießung. Nach beendeter Verwaltung muß der Mann seiner Frau das eingebrachte Gut herausgeben und ihr über die Verwaltung Rechnung legen.

## Die moderne Haartracht.

Die flachen Hüte, die jetzt in Mode gekommen sind, fordern gebieterisch eine Veränderung der Haartracht. Eine Versammlung der Londoner Haarkünstler hat sich kürzlich mit dieser Frage beschäftigt, und man ist übereingekommen, daß die Frisur, die man jetzt den Tag über trägt, klein, dicht und ziemlich flach sein müsse. Sie besteht die Kopfform und zeigt auf der Rückseite eng durchflochtene Haarschlaufen, die Zweiteil wird nicht mehr getragen, denn die Mode ist eben à la Pompadour, d. h. ziemlich klein und der Kopfform der Trägerin angepaßt, und außerdem muß die Frisur so sein, daß man sie jederzeit mit oder ohne Hut tragen kann. Einige Haartrachten steigen ziemlich in die Höhe, bleiben aber trotzdem oben flach, andere wieder sind voller und gerundet. Auf jeden Fall sind leichte Löckchen zulässig, — um der ganzen Haartracht leichte Bewegung zu geben, — sie dürfen gezeigt werden, und auch ihre Form darf durch eine Anordnung von Löckchen leicht betont werden. Als Haarschmuck dienen Kämme, die Ornamente von Stroh aufweisen, und Stirnbänder aus demselben Stoff.

Das ist die Frisur, die man sowohl bei Tage als auch am Abend tragen kann, und die die Londonerin bevorzugt. Die Pariserin trägt noch immer, besonders am Abend, in Gesellschaft und im Theater, die bekannte, hohe, weit nach hinten ausladende Frisur, bei der die Stirn jetzt mehr und mehr freigelassen wird. Ueber die Schläfe wird eine lange Haarsträhne gezogen, der man eine kleine Welle mit der Brennschere gibt, so daß sie das Aussehen eines Fragezeichens erhält. Als Schmuck für diese Abendfrisur dienen immer noch Paradiesvogelfedern, die modisch eigenartig angeordnet werden, z. B. in Form von Windmühlenflügeln. Bunte Perlen sind in Paris immer noch in Mode, aber die schreienden Farben des Winters haben jetzt mehr ausgesucht zarten Farbenzusammenstellungen Platz gemacht, z. B. Weiß mit einer Abtönung in Blau oder Rosa oder Bleichgrün und Violett. Schmuck aus Edelmetall wird jetzt weniger getragen, ausgenommen etwa Haarnadeln aus Silber mit hübschen Ornamenten. Aber Aigretten, Paradiesvogelfedern und überhaupt allerhand Federn sind immer noch bei weitem am häufigsten zu sehen.

## Lustige Ecke.

**Fatale Wandlung.** Hausfrau: „Nun, Emilie, wie war es denn gestern auf dem Maskenball?" — Emilie: „Ach Gott, Madame, den ganzen Abend hat ein „Lohengrin" mit mir getanzt, und wie nun die Demaskierung kam, da war's der Gehilfe aus der Pferdewurstfabrik."

**Nicht auszudenken.** Die beiden Landarbeiter philosophieren über die heutige Generation. „Ja", sagt der eine, „wir sind klüger als unsere Väter. Und die waren klüger als ihre Väter." Der zweite blickt den Gefährten sinnend an, dann bricht er verwundert aus: „Menschenskind, wie dumm muß da dein Großvater erst gewesen sein!"

**Vorsorglich.** Nervöse Dame: „Und, Kutscher, fahren Sie vorsichtig über das Pflaster. Und vergessen Sie nicht die Hausnummer. Und passen Sie auf die Automobile auf." Der Kutscher: „Ja, und in welches Krankenhaus möchten Sie, wenn etwas passiert?"

**Feinfühliger Lachs.** Der Fischhändler, den Lachs zeigend: „Prachtvolle Farbe, wie?" Die Hausfrau: „Kein Wunder, bei Ihren Preisen muß er ja erröten."

**Kein Wunder.** „Fällt es Ihnen nicht auch auf: Brown hört in letzter Zeit so schlecht." Natürlich, er steckt ja bis über die Ohren in Schulden."

## Knackmandeln.

**Auflösung des Rätsels aus Nr. 20.**

**Metier, Meter, Meer.**

Wir haben so viele richtige Auflösungen erhalten, daß wir wegen Raummangels nicht in der Lage sind, die Namen der Rätsellöser zu veröffentlichen.

**Die Prämie: Jschokkes Werke, 2 Bde., eleg. geb.**

entfiel auf **Frieda Weidner**, hier.

### Tausch-Rätsel.

Name, Fuder, Bieno, Rind, Satz, Wand, Meise, Tier, Hahn, Art, Weste, Bank, Wolle, Kohe, Tisch, Stille, Bom, Wind, Harz, Eid, Dattel, Stirn, Gold, Weiher, Korn.

Von jedem Wort ist durch Umtausch eines Buchstabens an beliebiger Stelle ein anderes bekanntes Hauptwort zu bilden, derart, daß die neueingefügten Buchstaben im Zusammenhang eine altgriechische Sentenz ergeben.

**Prämie: Schillers Gedichte, eleg. geb.**

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten **Donnerstag früh** an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

### Skataufgabe.

(a b c d die 4 Farben; A Ab; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M U die 3 Spieler.)

M., der Mittelhandspieler, verliert auf folgende Karte s-Danzig (Gibel). Treff-Solo:

a, b, c, dB, aA, D; bA D; cA, D.

Deutsch.

Französisch.

Treff-Bube, Picque-Bube, Coeur-Bube, Carr.-Bube, Treff-Ab, Treff-Dame, Picque-Ab, Picque-Dame, Coeur-Ab, Coeur-Dame.

Großspiel wagte er nicht, da er aD, bD, cD auf die entsprechenden Reihen abgeben müßte (=3b, worauf die drei höchsten Blätter von d (A, 10, K = 25) gewimmelt werden könnten, sobald die Gegner 64 bekämen. Er hätte das Großspiel freilich gewonnen, denn aD und dA lagen im Stat. Zwei s-Handspiel aber verliert er, obwohl es mit 6 Spitzen (Matadoren) geht. Wie sahen die Karten? Wie ging das Spiel?

Lösung der Skataufgabe aus Nr. 19.

Kartenverteilung:

M. aS; bD, 9; cD, 8, 7; dA, 10, K, 9.
V. a, b, c, dB; aK, D, 9; dD, 8, 7.
H. a7; bA, 10, K, 8, 7; cA, 10, K, D.
Stat: aA, 10.

Spiel:

1. V. dA, d7, cA (— 22). — 2. B. d10, d8, bA (— 21).
3. B. dK, dD, b10 (— 17). Das andere bekommt der Spieler; die Gegner haben aber bereits 60.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Huck, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl, Halle a. S.


# Hallesche Familien-Blätter

**Wochen-Beilage**

**des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.**

**Nr. 21** — **Halle a. S., Sonntag, den 24. Mai** — **1914**


Ohne Glauben ist nicht Liebe,
Ohne Liebe ist nicht Glauben;
Willst du dir dich selber rauben,
Nimm dem Herzen Lieb' und Glauben!

Fr. Horn.

## Der Abschied.

Eine seltsame Geschichte.

Von **Alfred Möller**-Graz.

An einem Herbstabend saßen im Spiegelsalon eines Hotels in einer mittelbeutschen Kleinstadt mehrere Herren zusammen. Sie waren die letzten Gäste im Saal. Nur zwei Flammen eines elektrischen Lusters brannten noch über ihrem Eckisch, die Nebenräume waren dunkel. In einem dämmerigen Winkel des Hauptraums schlummerte friedlich ein Kellner. Es war ganz still im Saal, man hörte nur den Hotelstellwagen, der eben vom Bahnhof gekommen war, in den Hof rumpeln. Gleich darauf stürzte ein Kellner herein und weckte durch Zuruf den schlaftrunkenen Kameraden. „He, Fritz! Gedeckt! Ein Gast ist da. Wird speisen wollen."

Der Angerufene flog auf. „Ein Gast", murmelte er, knipste eine Birne über einem Tisch an, legte einen Teller und Eßbesteck auf und errichtete daneben aus einer Serviette die übliche Pyramide.

Ein schniger Mann mit bronzebraunem Antlitz trat ein, dem trotz des Zivilanzuges der ehemalige Offizier anzusehen war. Er ließ seine schwarzen, etwas entzündeten, tief liegenden Augen flüchtig über den besetzten Eckisch schweifen und nahm dann dort Platz, wo der Kellner für ihn gedeckt hatte. Er schob den Teller zurück und verlangte nur ein Getränk. Dann zog er den Vorhang am Fenster ein wenig zurück und sah hinaus auf den Nachthimmel, auf dem der Mond zerrissene Wolken, die aussahen wie zerrissene Trauerfahnen, hintrieb. Jetzt als es so still im Saal war, hörte man das Sausen und Singen des Sturmes besonders deutlich. Der Mann sah hinaus in die unruhige Nacht und nickte.

Die Herren am Nebentisch hatten ihn mit der natürlichen Neugier der Kleinstädter beobachtet. Der stumme Ausblick des Fremden zum Himmel war ihnen nicht entgangen. Sie wähnten darin einen Ausdruck der Befriedigung zu sehen, sich nun so sicher unter Dach zu fühlen. Nur der jüngste, hübschste Leutnant beachtete den Ankömmling nicht, er dachte noch an das Liebesabenteuer, von dem er eben den Kameraden und Freunden erzählt hatte...

„Nun, Sie lächeln ja noch immer, Sie Glücklicher", sagte ein älterer Herr in Zivil, der den hübschen Jungen beobachtete.

„Ich denke daran", sagte der Leutnant, „wieviel Glück eigentlich Liebe, wieviel Glück verbotene Liebe hat. Ich möchte fast sagen, Liebe, auch unerlaubte Liebe, genießt den Schutz des Himmels. Gott Amor gibt Blindheit nicht nur dem, der liebt, sondern auch dem, der betrogen wird."

Der Fremde schoß einen finsteren, unwilligen Blick herüber. Dann sprach er schwer und langsam jedes Wort betonend: „Sehen Sie sich vor, Herr Leutnant! Die Verblendung der Liebhaber ist oft schlimmer als die Blindheit der Betrogenen. Nicht immer hat heimliche Liebe einen Schutzengel!"

„Herr!" fuhr der Leutnant auf. „Ich verbitte mir Ihre unberufenen Einmischungen und Belehrungen." Er faßte nach dem Säbel. Auch die anderen Tischgenossen blickten unwillig nach dem Sprecher. Der aber streckte beschwichtigend die Hand aus und kam zu dem Gekränkten herüber.

„Verzeihen Sie, ich glaubte freier sprechen zu dürfen, da ich zu einem Kameraden spreche. Ich bin Major im Ruhstand" (er nannte seinen Namen). „Ein eigentümliches Schicksal, das mich heute vor zehn Jahren traf, trat mir bei Ihren Worten eben so klar vor die Seele, daß ich mich unwillkürlich hinreißen ließ, Ihnen zu antworten. Nehmen Sie das einem älteren Kameraden, der Sie nicht beleidigen wollte, nicht übel."

Die Worte wurden warm gesprochen, daß der Leutnant sich beruhigte. In dienstlicher Haltung erwiderte er die Vorstellung des Majors. Auch die übrigen Herren erwiderten die Vorstellung des Ankommenden.

„Dieser scheußlich lärmende Landwind!" sagte der Fremde, als eben wieder ein besonders heftiger Windstoß gegen die Fenster fuhr und die eisernen Geschäftsschilde an der Straßenecke im Sturme knarrten und ächzten. „Sie werden mich für einen eunuchenen Menschen halten, aber dieser Sturm, den ich auf der See begrüßen würde, weckt zu Land Erinnerungen in mir, die mich —"

Er brach ab. Aber man drang in ihn.

„Sie haben mich warnen wollen", sagte der Leutnant. „Ich muß gestehen, ich habe bis jetzt meinem leichtfertigen, verliebten Herzen nichts Böses, nur ein paar fröhliche Duelle zu danken gehabt. Wenn Ihre Erfahrungen uns aber belehren könnten, ohne quälende Erinnerungen in Ihnen zu steigern, wollten wir Ihnen dankbar sein."

„Ich will gerne meinen Ausruf von vorhin begründen", erwiderte der Major. „Es ist auf die Gefahr hin, von Ihnen ausgelacht zu werden. Es ist übrigens eine ganz natürliche Geschichte. Nur verhängnisvolle Zufälle, die damals in seltsamer Art ineinandergriffen, gaben ihr für mich zuweilen den Charakter des Geheimnisvollen und Mystischen, den Charakter eines überirdisch waltenden rächenden Gerichts... Dieser Jahrestag und diese unruhige Nacht lassen mich wieder einmal ausschließlich das Unheimliche, Grausige des Erlebnisses fühlen. Morgen bei Sonnenlicht sehe ich die Sache wohl wieder in klaren, nüchternen Farben... Es sind heute eben zehn Jahre, seit ich die Geschichte erlebte, die Sie nun hören sollen. Ich war in einer größeren Stadt auf Urlaub. Den Namen gestatten Sie mir zu verschweigen, obwohl die Hauptbeteiligten tot sind, auch sie, an deren Grab ich morgen abend zu sein hoffe.... Sie hatte einen Gatten, der mein Freund war, mehr mein Kamerad, als mein Vorgesetzter. Schon unsere Eltern waren innig befreundet... Und obwohl sie diesen Gatten liebte und verehrte und obwohl ich als junger Offizier seinen kameradschaftlichen, freundschaftlichen Ton dankbar empfand, geschah doch — nun, Sie werden ja hören... Er lud mich stets in sein Haus. Und wir beide, ich und sie, wir, wir fühlten bald das Nahen der Katastrophe. Das Herz zitterte uns, wenn wir seine grauen Haare, seinen treuherzigen Blick sahen. Ich versuchte mich selten in seinem Hause zu machen, aber da kam er mit Vorwürfen, holte mich selbst. Ich sehe noch ihren angstvollen Blick, als ich sie einst allein zu Hause traf. Wir saßen uns stumm gegenüber. Sommer über dem Garten. Plötzlich hatte ich ihre Hand, sie begann zu weinen. Nun, meine Herren, wer küßt nicht eine schöne Frau, dankbar, selig. Aber man denkt natürlich, die viel zitierte moralische Kraft würde hinreichen, es dabei bewenden zu lassen So dachten auch wir, aber der Teufel machte Gelegenheit, ich hielt sie öfter auf Augenblicke in meinen Armen. In ihren Augen begann eine Sehnsucht zu brennen, die jeder Mann verspürt. Was blieb uns übrig? Ihm alles sagen?" (Der Erzähler lachte höhnisch auf.) „Es wäre zum Duell gekommen. Ich sagte schon, sie liebte ihn. Also sollte ich sie mit Verlusten strafen? Aber noch war ja nichts geschehen. Ihm entging es übrigens nicht, daß seine Frau stiller geworden war, befangener. Sie litt unter der Lüge. Sie hatte keinen Tropfen reichen Blutes. Wenn sein Blick manchmal besorgt forschend ihr in die Augen brannte, dann sah ich, wie ihr die Tränen heiß aufquollen. Und ich mußte zwischen beiden sitzen und sehen und schweigen... Da kam eines Tages die Katastrophe. Anders, als Sie denken, meine Herren, ganz anders... ohne offenen Kampf... furchtbar anders..."

Er brach ab und horchte hinaus. Draußen lärmte der Sturm.

„Ja, ja, so war es", nickte der Erzähler, „so eine Nacht war's... In der nahen Industriestadt war Arbeiterausstand. Die Polizei war angegriffen worden, die Arbeiter hatten aus den Fenstern geschossen. Auch von uns wurden zwei Kompagnien hinbeordert. Leider nicht meine, sondern die des Hauptmanns, meines Freundes. Er lud mich zu sich, er wollte seine Frau, die voll Sorge um ihn war — glauben Sie mir, es war ehrliche Sorge — nicht allein wissen. Und ich ging, ging hin. Hinaus durch einsame Vorstadtgassen, in das Villenviertel, wo sein Heim war. Es war ein wilder Herbstabend. Schwarze Wolkenfetzen am Himmel, Geheul und Geächz in der Luft, ein Sausen und Zischeln der welken Blättermassen, die rauschend über den Boden fegten. Und dann leuchtete mir warm und lockend das Licht ihres Hauses, das ganz einsam als eines der letzten der Stadt stand, entgegen. Und plötzlich war alles, war das Gefühl einer drohenden Schuld fortgeblasen aus meinem Herzen, nur Sehnsucht und ein verblendendes Gefühl der Freude war da! Mit dieser Sehnsucht kam ich zu ihr, noch zwang mich ihr bittender, hilfloß flehender Blick auf einige Augenblicke zur Ruhe, ein unendliches betäubendes Lebensgefühl war in mir, ich fühlte nur das Glück dieser Minuten, stürzte vor sie hin, umfaßte ihre Knie... Ihr angstvolles Strauben ließ sie mir noch entzückender erscheinen, ich küßte sie. Halb sinnlos, bebend, ließ sie es geschehen, vergaß sie, daß sie einem anderen gehörte... Es waren Augenblicke, die uns die Wonne von himmlischen Unendlichkeiten zu geben schienen."

Der junge Leutnant, der früher die Süßigkeit verbotener Liebe so lebhaft gepriesen hatte, betätigte nickend die Schilderung, die der Major von der Seligkeit dieses Abends gab.

Fast unwillig wandte sich der Erzähler an ihn. „Hören Sie nur weiter... Nun sahen wir still in dem kleinen Zimmer, in dem sie mich empfangen hatte. Eine Lampe mit dunkelgrünem Schirm brannte hinter dem Klavier. Im Nebenzimmer war es dunkel. Die Fenster waren offen, der warme, wilde Föhnwind hob die weitgebauchten Seidengardinen an der Verbindungstür und wehte mit ihnen große Schatten über die Wände, lange, seltsame Schatten. Plötzlich horchte sie auf. Im Nebenzimmer ertönte der feine silberne Schlag der Kaminuhr. Elf Uhr. Sie schrak auf und läutete dem Mädchen. „Sie können schlafen gehen, Anna. Der Herr Hauptmann kann heute nicht mehr zurückkommen. Ich werde den Herrn Leutnant selbst hinabgeleiten." Das Mädchen ging. Auf dem Ton der Stimme, mit der die geliebte Frau gesprochen hatte, hörte ich qualvolle Befangenheit und Angst. Ich wollte beruhigend ihre Hand ergreifen. Aber sie legte die Finger an die Lippen und deutete mir Schweigen an.

„Hörst du?" flüsterte sie mir hastig zu. „Hörst du nicht? Geschrei — ganz in der Ferne? Und jetzt — hörst du, Jesus! — ein Schuß!"

Ich vernahm nichts als das Sausen des Sturms. Meiner beruhigenden Einrede wich der Ausdruck der Angst in ihrem Gesicht nur allmählich. Endlich gelang es mir aber doch, sie zu veranlassen, nicht mehr auf das wilde Geräusch, das der Sturm erregte, hinauszuhorchen. Wir saßen uns wieder auf dem weichen Fell, das den Diwan deckte, unter der grünen

## Gedenktage der Woche.

24. Mai 1543 Kopernikus in Frauenburg †
1873 Mac Mahon wird Präsident der französischen Republik.

25. Mai 1277 Der Grundstein zum Münster in Straßburg gelegt.
1681 Calderon, span. Dichter, †
1867 Auflösung der Thurn und Taxischen Post.

26. Mai 1521 Luther geächtet.
1831 Schlacht bei Ostrolenka.
1910 Rob. Koch, berühmter Bakteriologe, †
1911 Elsaß-Lothringen erhält durch den Reichstag eine Verfassung.

27. Mai 1564 Calvin in Genf †
1840 Geigenvirtuose Paganini †
1905 Vernichtung der russischen Flotte durch die Japaner bei der Insel Tsuschima.

28. Mai 1890 Komponist Viktor Nessler †

29. Mai 1453 Die Türken erobern Konstantinopel.
1809 Geschichtsschreiber Joh. v. Müller †

30. Mai 1265 Dante Alighieri in Florenz *
1431 Die Jungfrau von Orleans verbrannt.
1778 Voltaire †
1814 Erster Pariser Friede.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19140524025/fragment/page=0001

Standlampe nieder. Ich nahm ihre kleine, nervöse Hand in meine. Aber jetzt, da das Blut in unseren Schläfen ruhiger pochte, schien mir selbst eine seltsame Unruhe außer uns zu erwachen. Dazu erregte mich der gespannte, erschreckte Ausdruck ihres Gesichts. „Warum ist er nicht zurückgekehrt? So oft die Kompagnie in die Stadt kommandiert war, kam er sie abends wieder zurück. Zum Nachtdienst genügt doch das Bataillon, das sie dort haben. Warum kamen sie nicht mit dem letzten Zug?"

Ich erklärte ihr, wie wenig benunruhigend dieser Umstand sei. Aber sie schien meinen Einwendungen kein Gehör zu schenken. Plötzlich schlug sie die Hände vor das Gesicht, ein herzzerreißendes Weinen erschütterte ihren ganzen Körper. „Denke ging es böse zu in der Stadt, ich weiß es, es ist gewiß bis zum Schießen gekommen. Er stand den Kugeln der Aufständischen gegenüber und ich — ich!!"

Ich verwies darauf, daß man es sich wohl überlegt haben werde, gegen die Soldaten mit Steinen und Revolvern vorzugehen. Meine Worte schienen sie auch zu überzeugen, sie wurde etwas ruhiger. Wir saßen stumm nebeneinander. Aber nun hörten wir beide ein seltsames Geräusch. Wir verrieten es uns nicht, aber wir hörten es doch beide, dieses entsetzliche Geräusch. Im Nebenzimmer waren Schritte vernehmbar, durch die Teppiche gedämpfte, aber doch deutlich hörbare Schritte. Wenn der Wind aussetzte, hörte man sie, wie sie das Zimmer durchmaßen, manchmal so nahe an uns herankamen, daß wir meinten, eine Gestalt aus dem Türrahmen treten zu sehen — seine Gestalt. Und jetzt war es, als wenn sich im Dunkel des Nebenraumes jemand am Fenster zu schaffen machte, es war, als wenn eine Hand an die Scheiben pochte. . . . Da ließ mich der gellende Schrei der Geliebten auffahren — eine Scheibe im Nebenzimmer klirrte, ein losgerissener Fensterrahmen schlug unter den Stößen des Windes, der wie ein Lobsüchtiger um das Haus raste, in rhythmischen Schlägen gegen die Mauer.

„So fasse dich doch!" rief ich, „was schreckt dich denn?" Der Sturm hat ein Fenster aus der Sicherung gerissen, es ist ja nur eine Scheibe zerbrochen!"

Sie hielt die Hände über die Ohren und ihr Gesicht trug den Ausdruck tödlicher Angst. „So schließe doch dieses Fenster, das macht mich ja wahnsinnig. Schließe doch diese Türen und diese Fenster, ich kann das nicht mehr anhören."

Ich gehorchte, schloß auch die inneren Fenster. Der Lärm des Sturmes drang nur mehr gedämpft herein, die Ruhe schien ihr wohl zu tun. Ich küßte ihre Hände, ihr leises Weinen verstummte allmählich . . .

„Es ist schon Mitternacht", sagte sie. „Ich fühle mich schon wohler, meine Nerven sind überreizt, vergeiste es mir, Geliebter. Geh' jetzt, ich fürchte mich jetzt nicht mehr, nur der Sturm hat mich so erregt. Ich will des Mädchens wegen nicht, daß du noch länger hier bleibst."

Ich überzeugte mich, daß sie nun wirklich ruhiger war, bat sie, nachsüber das Licht brennen zu lassen und ein Mittel zu nehmen, daß ihr bei Nervenbeschwerden schon oft gedient hatte. Morgen früh, wenn ihr Gatte zurückkomme, hoffe ich, würde sie alle Fassung wieder finden und dann Herz und Vernunft in gleicher Weise Gehör geben, um unsere Lage ohne Uebertriebenheit zu beurteilen. Sie nickte, drückte ihr tränenfeuchtes, blasses Gesicht an meine Brust und nahm dann ein Licht, um mir über die Stiege zu leuchten.

„Ich kann mir nicht helfen", sagte sie und hielt vor der Tür des Zimmers inne, „ich kann mir nicht helfen, noch habe ich das Gefühl, er würde heute noch kommen, er sei auf dem Wege hierher und würde uns auf der Treppe begegnen oder unten am Tore auf uns warten."

Sie hielt die eine Hand schützend gegen die Zugluft im Treppenhaus vor die Kerze, der ganze Wiederschein des von ihrer Hand umhegten Lichts fiel auf ihr schönes Gesicht. Als ich ihr nochmals sagte, daß kein Zug mehr anlange, nickte sie entschlossen. „Komm!" sagte sie, „nun will ich wirklich nicht mehr töricht sein."

Vom Flur und dem Tor trennte uns nur mehr eine Glastür. Kaum hatte sie sie geöffnet, als sie mir heiser zuflüsterte: „Zurück, schnell zurück! Dort, siehst du nicht dort!"

Sie faßte mich bei der Hand und wollte mich gegen die Treppe zurückerren. Aber jetzt war ich entschlossen, ihren törichten Einbildungen Widerstand zu leisten. Ich hielt sie fest, nahm ihr den Leuchter aus der Hand und leuchtete tief in den Flur hinein. Sie sollte deutlich sehen, daß da nicht — aber da klammerte sie sich verzweifelt an mich und ihre Angst gellte durch das Haus: „Ja, siehst du ihn denn nicht, da steht er ja mit dem Blut auf der Stirn — oh, und wie aus dem Mund das Blut rinnt. Er kam Abschied zu nehmen, er denkt beim letzten Atemzuge an mich, seine Seele bringt mir seinen letzten Gruß, und ich lag in deinen Armen, er findet mich Verräterin in deinen Armen!"

Das Licht war erloschen, das Mädchen hatte oben die Tür geöffnet und kam verängstigt über die Treppe. Sie fand ihre Herrin schreiend am Boden liegen. Wir hoben sie auf und trugen sie in die Wohnung zurück. Noch in der Nacht kam der Arzt. Er konnte nicht helfen. Am nächsten Tage mußten wir die Kranke in eine Nervenheilanstalt überführen. Dort starb sie nach wenigen Wochen. Die Psychiater sagten freilich, was sie damals in der Nacht zu sehen glaubte, seien Halluzinationen, die ersten Symptome ihres organisch längst vorbereiteten Leidens gewesen, Aeußerungen einer schon kranken Einbildungskraft.

## Ruhe in der Geliebten.

**So laß mich sitzen ohne Ende,**
**So laß mich sitzen für und für!**
**Leg' deine beiden frommen Hände**
**Auf die erhitzte Stirne mir!**

**Auf meinen Knie'n, zu deinen Füßen,**
**Da laß mich ruh'n in trunk'ner Lust;**
**Laß mich das Auge selig schließen**
**In deinem Arm, an deiner Brust!**

**Laß es mich öffnen nur dem Schimmer,**
**Der deines wunderbar erhellt;**
**In dem ich raste nun für immer,**
**O du mein Leben, meine Welt!**

**Laß es mich öffnen nur der Träne,**
**Die brennend heiß sich ihm entringt;**
**Die hell und lustig eh' ich's wähne,**
**Durch die geschloss'ne Wimper dringt.**

**So bin ich fromm, so bin ich stille,**
**So bin ich sanft, so bin ich gut.**
**Ich habe dich — das ist die Fülle,**
**Ich habe dich — mein Wünschen ruht;**
**Dein Arm ist meiner Unrast Wiege,**
**Vom Mohn der Liebe süß umglüht,**
**Und jeder deiner Atemzüge**
**Haucht mir ins Herz ein Schlummerlied.**

**Und jeder ist für mich ein Leben!**
**Wo, so zu rasten Tag für Tag?**
**Zu lauschen so mit sel'gem Beben**
**Auf uns'rer Herzen Wechselschlag;**
**In uns'rer Liebe Nacht versunken,**
**Sind wir entflohn'n aus Welt und Zeit.**
**Wir ruh'n und träumen, wir sind trunken**
**In seliger Verschollenheit.**

**Ferd. Freiligrath.**

Aber wie, meine Herren, erklären Sie es sich", fragte der Major, und seine Stimme klang gar nicht, als erwartete er eine Antwort, wie zu sich selbst sagte er es: „Wie erklären Sie sich, daß man am Morgen nach jener furchtbaren Nacht den Leichnam unseres armen Hauptmanns brachte: — er hatte bei einem Bajonettangriff der Truppen gegen die Aufständischen eine Kugel in die Stirn erhalten und war zwei Stunden nachher gestorben . . . ."

Alle schwiegen. Ein heulender Windstoß fuhr gegen die Fenster. Dann hörte man ihn in den Wipfeln der uralten Bäume des nahen Stadtgartens. Wie er sich pfeifend mit tausend Geräuschen in den Höhen verlor, klang es wie eine in weiten Fernen hilflos verhallende Frauenschrei . . .

## Der Götze.

Von **Karl Busse.**

In einer meist von ärmeren Leuten bewohnten Straße Berlins hatte Frau Marie Seeger mit ihren beiden Kindern, der sechzehnjährigen Marta und dem siebenjährigen Walter, eine kleine Wohnung bezogen. Sie lag hier Treppen hoch, in einem Seitenflügel des großen Mietshauses, und bestand aus einer geräumigen Stube, einer Kammer und einer Küche.

Die Arbeiter- und Handwerkerfamilien, die daneben und darunter wohnten, sahen von den neuen Mietern nicht viel. Nur der Schuster Binz, der den ganzen Tag am Fenster saß und hämmerte, hinter der Glasknagel das Licht anstecke oder ein Brischen nahm, bemerkte sie des öfteren. Dann drehte er sich zu seiner Frau um, oder, wenn sie nicht da war, zum unterhöhlten Stieglitz, der fröhlich im einfachen Holzbauer umherhüpfte, und pflegte zu sagen: „Die Gräfin sieht blaß aus — die Not liebt keine roten Backen!"

Und als ob er sich über die Weltordnung bitter kränke, drückte er den kranken Stiefel fester zwischen die Knie und hämmerte stärker die Stifte hinein.

„Was meinen Sie, Nachbar Lehmann", fügte er ein andermal hinzu, wenn der alte Fabrikarbeiter abends vor einem Fenster stehen blieb, „es sind vornehme Leute! Man muß den Blick dafür haben. Wenn man, wie ich früher, für erste Geschäfte gearbeitet hat, kennt man seine Pappenheimer!" — Der Arbeiter lachte. „Stolz genug sind sie, Vater Binz. Aber der Stolz macht nicht satt. Und wie es mit dem Sattwerden steht, möchte ich wissen."

Frau Marie Seeger schien es nicht zu merken, daß man über sie sprach. Sie wußte nicht, daß man sie die „Gräfin" nannte. Still ging sie ihren Weg, dankte höflich und freundlich, wenn Meister Binz eine Verbeugung machte, und kümmerte sich sonst um niemand. Sie war groß, aber als hätte ihr das Leben zu viel auf die Schultern gelegt, schritt sie leicht gebückt dahin. In ihr schmales, bleiches Gesicht hatte die Zeit schon Furchen gezogen, und ihr Haar war grau geworden. Ihre Tochter Marta wußte auch seit wann.

Oft, an stillen Sommertagen, saß sie regungslos auf einer Bank im Tiergarten und dachte darüber nach: über den Morgen ihres Lebens, über den Mittag und über den Abend jetzt. Den Abend? War es schon so weit? Sie senkte ergeben das Haupt. Es ward schon früh Abend.

In Hamburg war sie geboren, als Tochter eines leidlich begüterten Mannes, der mit nautischen Instrumenten handelte. Hei, wie da die jungen Schiffsoffiziere gekommen waren! Die alten Kapitäne scherzten mit ihr und brachten ihr bunten Tand aus fernen Ländern mit, seltene Muscheln und Waffen der Eingeborenen, und wenn sie ein herzliches „Danke schön" bekamen, lachten sie über das ganze Gesicht.

Einer der jungen Offiziere liebte sie. Er war auf einem Chinafahrer, und als er eines Tages zurückkehrte, brachte er ihr einen Götzen mit — ein merkwürdiges Ding aus einer weißen Masse. Den Kopf schief zwischen die Schultern gezogen, in weiten, bunschigen, Gewändern vor sich hinstarrend, die Hände ausgebreitet auf den Knien, hockte das wunderliche Bild einer fremden Kultur nun auf dem Ofensims in ihrem Mädchenstübchen. Sie hatte es lieb, weil es von „ihm" kam, sie küßte die scheußliche Fratze sogar und dachte dabei an einen schlanken Burschen mit braunem, offenem Gesicht. Sie hatte gar nicht viel hingehört, als er erzählte, wie er diesen „Göhen" erworben habe. Ihr war so, als sagte er: mit Lebensgefahr sei er aus einem Heiligtum entwendet. Viel besser paßte sie schon auf, als er einen Tag vor dem Antritt einer neuen Reise zu ihr sprach, wie schön sie sei, und daß es sein höchster Wunsch sei, sie bei seiner Rückkehr als sein Weib heimzuführen. Da küßten sie sich. Das erste- und das letztemal.

Eines Tages kam ihr Vater in ihr Zimmer und bemerkte den Götzen. Er stutzte. „Woher hast du das, Marie?" — Sie wurde rot. Sie fürchtete ihren Vater, denn er war ein strenger Mann und erzog seine Kinder bis an sein Lebensende. „Von Herrn Hönig", stammelte sie. — „So, so." Er sah sie merkwürdig an. „Weißt du, was das ist?" — „Nein!" — Kopfschüttelnd wog er das Ding in der Hand. „Jedenfalls nichts für grüne Mädels. Ich werde das mal an mich nehmen." — „Vater!" schrie sie auf. — Aber ein Blick, und sie war still. Kurz darauf sah sie, wie ihr Vater den Götzen einem Herrn zeigte. Sie kannte den Herrn wohl. Es war Herr Seeger, der Millionärsohn. Er war tagtäglich im Laden. Sie wußte weshalb. „Mir kommt doch viel unter die Hände, Herr Paulsen", sprach er, „aber so etwas sah ich noch nicht. Vielleicht haben Sie damit ein Vermögen. Man sollte das Ding dem ethnographischen Museum vorlegen."

Und bald darauf sagte ein anderer: „Unter Brüdern kann die Fratze 20 000 M. wert sein. Wer weiß das besser? Hamburg ist noch nicht der rechte Platz dafür. Paris und London, da muß man anbieten." — Der Vater rieb sich die Hände. „Ich will ihn verschließen", murmelte er, „es ist was für Zeiten der Not."

Marie weinte bitterlich, aber nur dann, wenn es der Vater nicht merkte. Ohne sie zu fragen, nahm man ihr das Andenken, das sie von dem jungen Schiffsoffizier erhalten. Sie verwünschte heimlich, daß es solch ein Wertgegenstand war. Und bald nahm man ihr den Geliebten selbst. Der junge Herr, der übrigens auch schon im guten Mannesalter stand, erbte das große Geschäft. Auf jede mögliche Art und Weise hatte er versucht, sich ihr zu nähern. Alle Künste ließ er spielen. Aber Marie Paulsen zuckte nur die Achseln. Da kam der furchtbare Tag, an dem er, ärgerlich über seine Mißerfolge und bodenlos verliebter zu sein, kurzen Prozeß machte und um ihre Hand anhielt. Ihr Vater war sprachlos, er begriff es nicht. Dann gab er bewegt seinen Segen. Die ganze Stadt war voll Aufregung, was die schöne Marie für ein Glück mache. Herr Seeger, der Millionär!

Niemand wußte, wie sie sich aufgelehnt hatte gegen diese Verlobung, wie ihr Vater sie dazu zwingen mußte. Sie war totmüde und innerlich gebrochen, als sie schließlich gleichfalls „Ja" sagte. Und dann kam eine fürchterliche Hast und Unruhe über sie. Hatte sie sich zuerst verzweifelt gewehrt, so trieb sie jetzt selbst zur Beschleunigung der Hochzeit. Es sollte alles vorbei sein, wenn Hans Hönig wiederkam.

Mit großem Pomp wurde die Hochzeit gefeiert. Die Braut war sehr blaß. Ihr Vater küßte sie, und sie zitterte. Als er sie fragte, was sie mitnehmen wolle, hatte sie nur um eins: um den Götzen. Sie bekam ihn.

Es folgten lange Jahre, in denen sie als gefeierte Herrin in dem reichen Patrizierhause schaltete. Ihr Gatte überhäufte sie mit allem, was ein Frauenherz begehren mochte. Ihre Brillanten waren berühmt. Aber wenn sie die blitzenden Steine verschlossen hatte, ging sie oft allein in den ernsten Winkel und küßte den Götzen. Eifersüchtig behütete sie ihn. Ihr Mann sah ihn nie und hatte ihn längst vergessen. Die Kinder wurden geboren, das Mädchen wuchs langsam heran, ein zweites starb; ihr Vater starb bald danach. Dann kam Walter, der Spätling. An seiner Wiege ward auch ihm nicht gesungen, daß er wenige Jahre später in einer Dachwohnung Berlins trockenes Brot essen sollte.

Es war das alte Lied. Herr Seeger kümmerte sich wenig um sein Geschäft, es ging langsam zurück, er wollte durch einen großen Schlag alles wieder einbringen, die Spekulation mißglückte. Noch immer war er ein wohlhabender Mann. Aber er konnte sich nicht vorstellen, daß er kein reicher Mann mehr sein sollte. Man lebte wie bisher; er sagte seiner Frau nichts von den Verlusten, und so gab es keine Einschränkung. Weitere Schläge folgten; das Cholerajahr ruinierte ihn ganz. Um den offenen Krach zu vermeiden, ließ er sich von seiner Frau ihr väterliches Erbteil geben. Es genügte nicht, um das Loch zu stopfen. Alle Brillanten gab sie dazu — ohne ein Wort der Klage und des Vorwurfs. Dem unbeliebten Manne opferte sie alles, was sie besaß. Er küßte ihr die Hand, der Ruf war gerettet, die Gläubiger konnten ziemlich befriedigt werden. Aber die Seegers waren arme, blutarme Leute geworden. Zu allem wurde er krank und immer kränker, als könne er die Armut nicht ertragen. Ein Jahr noch, und sie trugen ihn hinaus zur letzten Ruhe. Frau Marie Seeger zog mit ihren Kindern und den geretteten Habseligkeiten nach Berlin. In Hamburg konnte die einstige Millionärsfrau nicht hungern — in Berlin konnte sie es.

Sie suchte Arbeit. Sie nähte und stickte für Geschäfte. Der Hungerlohn langte nicht. Ein Möbelstück nach dem andern wurde verkauft, bis die Wirtschaft so zusammengeschrumpft war, daß man alles in einer kleinen Wohnung heraus unterbringen konnte. Einzelne Verwandte, die wohlhabend waren, gaben ihr nichts — denn sie waren empört über den Eklat. So lebten sie jetzt hin. Marta, die herangewachsene Tochter, suchte nach einer Stellung, Walter, der Sohn, besuchte die Gemeindeschule.



Vielleicht wäre Frau Seeger längst verzweifelt, wenn sie nicht außer den Kindern noch etwas gehabt hätte, was sie hielt, den Götzen. Oft, wenn sie alle drei hallungrig zu Bett gingen, sagte sie lächelnd: „Wir werden nie verhungern können, meine Kinder — wenn ich den Götzen ins Museum trage, krieg ich meine 20 000 Mark. Und wenn es nur 10 000 sind, so ist es gutes Geld!" — „Tus doch, Mama", hatte die Tochter einmal gebettelt, „dann geht es uns doch gar nicht so schlecht." — Aber Frau Marie Seeger hatte den Kopf geschüttelt. „Erst wenn es zum Aeußersten kommt, liebes Kind! Sieh mal, wir können jetzt bei aller Not noch ruhig sein. Wir haben die Gewißheit: wenn es sein muß, ist Geld genug da. Und dann: du willst doch mal verheiraten, Marta, Walter vielleicht studieren — der Göhe gibt uns die Möglichkeit dazu!"

Sie sagte nicht, daß noch ein anderer Grund vorlag, daß dieses wunderliche Gebilde die einzige Erinnerung an den war, den sie im Leben geliebt hatte. Und oft überkam es sie, wie seltsam das Geschick spielte: daß der arme Schiffsoffizier sie, die einstige Millionärin, durch sein Geschenk vor Hunger und Verzweiflung retete.

So ward der Götze im Seegerschen Hause zu treu behütet, zu ehrfurchtsvoll angesehen, wie kaum vielleicht in jenem fernen Heiligtum, in dem er einst die Gottheit repräsentiert haben mochte.

Wieder gingen zwei Jahre dahin. Die Not war nicht geringer geworden, eher noch größer. Walter wollte aufs Gymnasium, es war kein Geld da. Oefter als sonst schliefen alle drei mit hungrigem Magen ein. Da beschloß Marie Seeger, das Opfer zu bringen. Eine ganze Nacht dachte und weinte sie vor sich hin. Sie dachte an ihre Jugend, an Hans Hönig. Sie dachte an ihr graues Haar und an ihre Kinder. Sie segnete den armen Schiffsoffizier, von dem sie nicht wußte, ob er noch lebte. Die Jugendliebe, diese stille, heilige Liebe, die ihr selbst zerschlagen worden, kam ihren Kindern zugute. Eine geheime Segenskraft wohnte ihr inne, die sich jetzt noch, fast ein Menschenalter später, offenbarte. So machte sie sich, still und bleicher als je, eines Vormittags nach der Königgrätzer Straße auf, um dort im Museum für Völkerkunde vorzusprechen.

Aber als sie vor dem großen Gebäude stand, erfaßte sie eine wilde Angst. Sie umklammerte das kleine Paket, das den Göhen enthielt, mit beiden Händen, als müßte sie Hans Hönig noch einmal verlieren, als müßte der letzte Schimmer und das letzte Glück der Jugend schwinden, als brächen alte Wunden und bluteten — so war ihr zumute.

Sie konnte es nicht. Müde schleppte sie sich zurück. „Vergeht mir, Kinder! sprach sie mit zuckenden Lippen. „Ich will die Nächte arbeiten und alles tun, aber ich — ich — ich bringe es nicht übers Herz!" An diesem Tage ließ sie den Göhen, dessen Frahe in den langen Jahren nicht hübscher geworden war, nicht von sich.

Und es kam eine Stunde, wo sie es segnete, daß sie umgekehrt war. Ihre Tochter fand eine gutbezahlte Stellung, und als müsse nun gleich alles doppelt kommen, starben die Hamburger Verwandten und hinterließen ein anständiges Vermögen, das ihr und den Kindern zugute kam. Sie war keine reiche Frau, aber sie war samt ihren Kindern von nun an versorgt. „Die Gräfin kriegt rote Backen!" sagte Meister Binz, der Schuster. — „Ich hab's gewußt", sagte er heiter, als ein Möbelwagen vorfuhr und die Wirtschaft in eine größere und schönere Wohnung überführte. Und im stillen dachte er: „Nun bin ich der einzige Feine in diesem Hause!" Das ging ihm zu Herzen, und der alte Stiefel, den er vorhatte, bekam es zu spüren.

Als Marie Seeger längst in der neuen Wohnung wohnte, in welcher der Göhe wieder den Ehrenplatz einnahm, gab es eines Abends eine kleine Aufregung. Es war eine liebenswürdige und heitere Gesellschaft versammelt — denn schon um der Tochter willen hatte sie Verkehr gesucht und gefunden —, als ein junger Arzt plötzlich den Göhen in die Hand nahm. „Sehen Sie an, gnädige Frau — das haben Sie auch! Ohne scheint modern zu werden." — „Es ist ein altes Stück", sagte sie, „und so viel ich weiß, sehr wertvoll." — Bewundert sah er sie an. „Pardon, gnädige Frau — da muß ich widersprechen. Vor einigen Jahrzehnten glaubte man allerdings daran, und einige Stücke sind außerordentlich hoch bezahlt worden, weil es hieß, nur mit Lebensgefahr seien diese Dinger zu erlangen, es seien chinesische Heiligtümer, die käuflich gar nicht zu erwerben seien. Heute wissen wir längst, daß die geriebenen Zopfträger uns Weiße gräßlich beschwindelt haben, um selbst höhere Preise zu erzielen. Diese Figuren sind ein einfacher Industrieartikel, der Markt wurde vor gar nicht langer Zeit förmlich überschwemmt damit. Und für ein paar Mark können Sie das Ding kaufen. Es tut mir leid, wenn ich Ihnen — damit eine Illusion zerstört habe." Frau Marie Seeger war erst blaß, dann rot geworden. „Nein, Herr Doktor, das haben wir nicht. Ich glaubte allerdings bisher, der Göhe koste — lachen Sie mich aus — an die zwanzigtausend Mark. Nun weiß ich's besser, aber er ist mir auch jetzt nicht einen Deut weniger wert."

Ihre Tochter hatte mit halbem Ohr dem Gespräch gelauscht. Als die Gäste gegangen waren, sagte sie: „Das ist eine Enttäuschung, Mama. Wenn wir damals nun wirklich den Göhen hätten verkaufen wollen —" „Still, Kind! Laß mir den Göhen zufrieden! Wir haben für zwanzigtausend Mark gehofft, die Hoffnung hat uns die höchsten Zeiten erträglich gemacht, das ist ebensoviel wie das Geld. Und von seinem Ehrenplatz kommt er nicht fort. Er soll auch weiter da stehen, wie ein guter Hausgeist." Und als sie mit wachen Augen im Bette lag, erfüllte ihr Herz ein ganz sonderliches Dankesgefühl, als sei was bisher natürlich gewesen, nun erhöht worden zu einem Wunder.

> In einem Augenblick gewährt die Liebe, was Macht kaum in langer Zeit erreicht.
>
> Goethe.

# Aus der Welt der Frau.

> Die Liebe hat keine Macht der Zeit; sie keimt und blüht und reift in einer schönen Stunde.
>
> Theod. Körner.

## Weibliche Aerzte im alten Rom.

Von Dr. Oskar v. Hovorka. *

Ueber manche spaltige Seite des öffentlichen Lebens im alten Rom sind wir noch immer nicht genügend unterrichtet, wie dies bei der nicht gerade geringen Fülle von historischen Dokumenten wünschenswert wäre. Dazu gehört zweifellos auch die Wirksamkeit weiblicher Aerzte im Gebiete des alten Römerreiches. Wohl führte mancher Hinweis dazu, welcher zur Annahme einer Tätigkeit von Aerztinnen zwang, doch war man bisher meistens geneigt, solche Frauen nur als Hebammen anzusehen.

Ich belehrt uns z. B. ein Grundbum der römischen Steininschriften sowie eine Rückschriftnahme auf das bekannte Werk „Corpus inscriptionum latinarum" eines andern; das letztere, welches eine Grundlage der gesamten Inschriftenkunde bildet, enthält uns so manches Kapitel aus dem öffentlichen und privaten Leben im alten Rom und es stellt uns dasselbe oft in einem ganz anderen Lichte dar, als wir dies bisher gewohnt waren.

So finden wir im erwähnten „Corpus I. L" wichtige Belege dafür, daß die ärztliche Tätigkeit der Frauen viel intensiver war, als wir uns dies bisher vorzustellen gewohnt waren. Es gibt eine ganze Reihe von Steininschriften, welche das Wort medica (Aerztin) führen. Dies ist wohl zu unterscheiden von obstetrix, Hebamme, ja es gibt noch ein eigenes griechisches Wort dafür, die Maia, welches mit dem letzteren gleichbedeutend ist. Der Einwand, daß diese als medica bezeichneten Frauen nichts anderes waren, als ärztlich gebildete Hebammen, kann gar nichts an der Sache ändern; denn es gab in der Tat solche, doch führten diese die griechische Bezeichnung iatromaia oder iatromasa, d. h. ärztliche Hebamme. Dessenungeachtet haben die obstetrix und die medica nichts miteinander zu tun, wenngleich die medica zuweilen Hebammen behandeln kann. Doch war dies nicht ausschließlich der Fall.

Die Aerztinnen waren oft libertae, d. h. Freigelassene und fast ausschließlich griechischer Abstammung. Als Beispiele wollen wir herausreißen den Inschriften „Mettiae medica appuiei", also Mettiene, Aerztin im Hause des Appuleius, „Venulei lib. Sotis medica", Venulei, eine Freigelassene im Hause Sotis, oder Julia Phe, medica, oder Minucia, lib. Aphie.

Die Inschrift Terentia, Riceni, Terentiae primae medicae, liberta, belehrt uns darüber, daß die Terentia eine Assistentin einer anderen Aerztin desselben Namens war.

Wir begegnen demnach Inschriften, bei welchen an erster Stelle immer die Inhaberin des Grabes, die Aerztin, oder eine Aerztin, deren Name bei der Nachwelt durch die Inschrift gesichert werden soll, genannt wird; an der zweiten Stelle finden wir den Namen des Familienvorstandes, in dessen Hause sie gewirkt hat. Ihre Tätigkeit hat sich sicherlich nicht allein auf die Familie des letzteren beschränkt, sondern umfaßte das gesamte Hauspersonal mit der Dienerschaft, dem Sklavengesinde und den Angehörigen; vielleicht erstreckte sie sich, wenn die Aerztin besonders geschickt war, auch auf die nächste Umgebung. Freilich dürfen wir uns etwa nicht verleiten lassen, die soziale Stellung der damaligen Aerzte, also auch der Aerztinnen nach dem heutigen Maßstabe bewerten zu wollen. Ueberdies gab es im alten Rom zweierlei Aerzte: einheimische und fremde. Die ersteren waren Volkssätze und hatten als Heilpersonen keinen besonders guten Ruf; die fremden rekrutierten sich fast ausschließlich aus Griechenland, und da sie als Griechen in der Regel die berühmten ärztlichen Schulen des damaligen Griechenland besucht und absolviert hatten, standen sie in hohem Ansehen und wurden von den bemögenden Bevölkerungskreisen konsultiert. Die eingeborenen Aerzte standen ihnen demnach in bezug auf berufliche Qualität weit nach und waren oft auch Sklaven oder wenigstens Freigelassene; doch auch unter den Griechen machten sich ehemalige Sklaven befunden haben; jedenfalls setzt die Verleihung der Freiheit an frühere Sklaven und Sklavinnen einen hohen Grad von persönlicher Berufsrichtigkeit voraus. Freilich wäre es irrtum, etwa anzunehmen, daß alle Aerzte dem Stande der Sklaven entstammten, denn eine aus Capua stammende Inschrift belehrt uns, daß es im alten Rom auch Professorinnen, also Lehrerinnen der ärztlichen Kunst — heute würde man sie als „Professorinnen" bezeichnen — gegeben haben muß. Die erwähnte Inschrift lautet nämlich Scantia Redempta antistes disciplinae in medicina, d. h. Scantia Redempta, Vorsteherin der Arzneikunde. Ja, wir finden weibliche Aerzte selbst in der Nähe von Kaiserinnen, denn eine Inschrift erinnert an die Secunda Livilaes medica. Livilla war die Schwester des Kaisers Kaligula, eine andere Steininschrift spricht direkt von einer Caesaris medica. Eine weitere Inschrift verleiht sich sogar zu einer Vergötterung der verstorbenen Aerztin, indem sie lautet: Deae sanctae meae Primillae medicae, d. h. meiner heiligen Göttin Primillae.

Bei der ausgedehnten Tätigkeit dieser Aerztinnen war es wohl nicht auffallend, wenn manche von ihnen recht vermögend geworden sind. So verfügt eine Inschrift von einer Mettiia Donata in Lyon, welche eine größere Stiftung gründete. Solche Inschriften außerhalb Roms und dem eigentlichen Italien waren durchaus nicht vereinzelt, denn wir finden sie in allen Provinzen, was als Beleg dafür

* Der Zeitschrift „Umschau", Wochenschrift für die Fortschritte in Wissenschaft und Technik, entnommen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19140524025/fragment/page=0002